



Antonín Dick

Rose des Exilgeborenen

Essay



Antonín Dick

Rose des Exilgeborenen

Essay

Berlin Februar 2013

Alle Rechte beim Autor

Erstveröffentlichung
TREND Onlinezeitung 3/2013
<http://www.trend.infopartisan.net>

Antonín Dick

Rose des Exilgeborenen

Es ist Viertel elf abends und noch immer hat die Sirene nicht geheult. Das ist fast unbegreiflich. Seit einer Woche, nein, seit 9 Tagen, regelmäßig wie eine Uhr, heult um halb zehn die Sirene, manchmal ist es um 10 Minuten früher, manchmal um eine Viertelstunde später. Aber es kommt jede Nacht. An die Sirene hat man sich zwar schon gewöhnt, man hört sie ja auch am Tage einige Male, aber trotz allem ist es immer wieder ein tiefes Erschrecken, in der Nacht. Warum ist das eigentlich, daß uns alle Dinge in der Nacht soviel furchtbarer erscheinen? Am Tage geht man kaum in den Shelter, wenn Alarm gegeben wird. Allerdings dauern die Tage-Raids nur kurz, meist eine Stunde, außerdem scheinen die Flieger nicht so nahe heranzukommen, wahrscheinlich kann man sie leichter verjagen. Aber schon allein die Sirene scheint in der Nacht anders zu klingen. Ich weiß es gar nicht, wie man eigentlich als kleiner Mensch diese ungeheure Spanne, die zwischen Tag und Nacht liegt, jeden Tag erneut erfolgreich überkommt.

Anna Maria Jokl, London, 2. September 1941

Nach der Besetzung der Sudetengebiete und der Abspaltung der Slowakei im Herbst 1938 lag der Schatten unmittelbarer Bedrohung über der verwundeten Tschechoslowakei. Hitler forderte von den Regierenden in Prag zudem die Liquidierung der Emigration. Tausende von Emigranten eilten von Botschaft zu Botschaft, um ein Einreisevisum in ein nicht bedrohtes Land der Freiheit zu erhalten. So auch meine Mutter. So auch mein Vater. Vergeblich. Sie saßen in der Falle.

Anfang Januar des Jahres 1939 geschah für meine Mutter so etwas wie ein Wunder. Der nach England emigrierte Wissenschaftler und Kommunist Jürgen Kuczynski (JK) schrieb einen Brief an die Parteileitung der dortigen Exil-KP, die Wilhelm Koenen leitete. Karl Becker, Alfred Zeidler, Erich Krüger, Willi Barth und Heinz Schmidt waren die anderen Mitglieder.

JK bat um dringende Hilfe. Als externer Mitarbeiter des Sowjetischen Militärischen Abschirmdienstes hatte er zuverlässige Informationen darüber erhalten, dass Hitler in wenigen Wochen in die Tschechoslowakei einmarschieren würde. Die in Prag und anderen tschechischen Großstädten in der Falle sitzenden Genossen werden dann, in diesem Sinne schrieb er, auf Rettung warten. Kategorisch forderte er die Parteileitung auf, umgehend Kontakt mit dem Britischen Außenministerium wegen der zu organisierenden Flucht der lebensbedrohlich gefährdeten Genossen aufzunehmen. Man wurde umgehend tätig, bildete eine Arbeitsgruppe unter Leitung von Heinz Schmidt und trat in Verbindung mit den Britischen Behörden. Der Arbeitsgruppe gehörten außerdem Hans Kahle, Johanna Klopstech, Emmy Koenen und andere Emigranten an.

Das Britische Unterhaus hatte eine Kommission mit der Rettung der Flüchtlinge beauftragt, und diese bat die Repräsentanten des Exils in Großbritannien um exakte Listen mit den Namen der in der Tschechoslowakei lebenden bedrohten Flüchtlinge, um deren Verbringung nach Großbritannien vorzubereiten. Bei den Kommunisten waren 280 Genossen und Sympathisanten auf den Listen, die man den Briten übergab, die sogenannte Group of Schmidt. Meine Mutter, damals noch eine Sympathisantin und Mitstreiterin der Kommunisten, gehörte zu dieser Gruppe. Mein Vater gehörte einer anderen Gruppe an, einer Gruppe von sudetendeutschen Kommunisten, die Gustav Beuer leitete.

Im Londoner Bloomsbury House hatte man ein Büro zur Rettung der Flüchtlinge eingerichtet, das „Emergency Bureau for the Rescue of German Anti-Nazi Refugees“. Insgesamt waren es 800 bis 900 politische Emigranten aus dem Deutschen Reich und der Republik Österreich, die in der Falle saßen: Sozialdemokraten, Kommunisten, Sozialisten, Anarchisten, Gewerkschafter, Pazifisten, Christen, Freimaurer, oppositionelle Schriftsteller, Journalisten, Künstler und Wissenschaftler. Außer diesen Flüchtlingen gab es noch etwa 5.000 jüdische Flüchtlinge, die aus dem Reich und aus dem inzwischen annektierten Österreich geflohen waren. Nach der Besetzung der Sudetengebiete kamen noch mehrere Tausend Binnenflüchtlinge hinzu. Darunter war auch mein Vater.

Im polnischen Katowice warteten britische Emissäre in einer Flüchtlingsstelle auf die Ankunft der aus der besetzten Tschechoslowakei herauszuschleusenden Anti-Nazi-Flüchtlinge. Illegale Fluchtwege mussten in kürzester Zeit vorbereitet werden. Dazu mussten zuverlässige Fluchthelfer gewonnen werden. Diese Rettungsaktion, die ein Unmaß an logistischem Geschick erforderte, verschlang auch ein Unmaß an Geld. Verschiedene Flüchtlingsorganisationen ergriffen die Verantwortung, konfessionell gebundene Geldgeber, auch die britische Seite stand den Flüchtlingen in dieser Frage tatkräftig zur Seite. Emigrierte Intellektuelle wie Thomas Mann beteiligten sich an der Finanzierung. Und es gab den Czech Refugee Trust Fund, der dem tschechischen Innenministerium unterstand. Was die Klärung der Passangelegenheiten und die Vergabe der Einreisevisa anbetraf, so tat sich vor allem Doreen Agnes Rosemary Julia Warriner hervor. Sie war ab dem Münchner Abkommen im September 1938 bis zur Besetzung Prags im März 1939 die Vertreterin des British Committee for Refugees from Czechoslovakia in Prag, später in Katowice. Sie hat unzähligen Flüchtlingen bei der Beschaffung des britischen Einreisevisums unbürokratisch geholfen und damit Leben gerettet. Auch das meiner Mutter und meines Vaters. Sie erhielt 1940 vor allem wegen ihres engagierten Flüchtlingseinsatzes den Orden des British Empire.

Während die faschistischen Bomben auf England fielen, erblickte ich im mittlenglischen Royal Leamington Spa, einer Hochburg deutscher, österreichischer, tschechischer, sudetendeutscher und französischer Emigranten, das Licht der Welt. Als Schutzbefohlener

der englischen Flüchtlingshilfe und der Group of Schmidt bin ich geboren worden, während in einem nahegelegenen Trainingslager der Tschechischen Exilarmee unter Anleitung von englischen Spezialisten das Attentat auf den Schlächter von Prag, auf die SS-Bestie Heydrich, vorbereitet wurde.

Leben und Tod wohnten dicht nebeneinander. Wenn die Sirenen aufheulten, was mehrere Male passierte, rannte meine Mutter mit mir im Arm in den Keller, während mein Vater, der in den Rüstungswerken von Coventry als Schlosser und Schweißer arbeitete, vor den fliegenden Todesschwadronen der Nazis in den Shelter floh. Halb Coventry war von Hitler bereits dem „Erdboden gleichgemacht“ worden.

„Ich weiß es gar nicht, wie man eigentlich als kleiner Mensch diese ungeheure Spanne, die zwischen Tag und Nacht liegt, jeden Tag erneut erfolgreich überkommt“, schrieb die emigrierte Schriftstellerin Anna Maria Jokl in ihr Tagebuch. Ganz offensichtlich gehörte ich zu denen, die es, von bleibenden Gehörschäden und Angststörungen einmal abgesehen, geschafft haben, aber ich weiß es nicht mehr wie. Eines weiß ich aber, dass nämlich England für mich ein Nest war, ein Paradies, und heute noch ist, ein Paradies der Kindheit, ein Kosmos menschlichen Werdens und Verstehens, den ich nie abgelegt habe, im Gegenteil, den ich für mich gerettet, durch die Zeiten getragen, durch alle Irrungen und Wirrungen des deutschen Nachkriegs bewahrt habe, streng behütet als unersetzbare Kostbarkeit nach der Trennung meiner Eltern im Zuge der Rückkehr in die deutsche Heimat, die für mich keine war. So schuf ich mir eine zweite aus den geretteten Bruchstücken vom Kosmos England – dokumentierend, dichtend, mit den Mitteln der Kunst darstellend. „Wer keine Heimat hat, kann sie sich mit der äußersten Kraft zu schaffen suchen – in einem Kind, im Wort oder der Farbe,“ heißt es an einer anderen Stelle des Tagebuches der Exilautorin.

Auf dem mit Blumen reich ausgeschmückten Glückwunschtelegramm des General Post Office in London, das die Group of Schmidt in London aufgab, um meiner Mutter zu meiner Geburt zu gratulieren, sieht man rote Rosen, Disteln, Narzissen und Klee aus einer gemeinsamen Wurzel, der Britischen Krone, herauswachsen. Die rote Rose ist die Nationalblume von England, die Distel die von Schottland, die Narzisse die von Wales und der Klee die von Irland. Ich bin unter dem Zeichen einer doppelten roten Rose aufgewachsen, wie Bild und Text des Telegramms ausweisen, unter dem Zeichen der roten Rose von England und zugleich unter dem Zeichen der roten Rose der Arbeiterbewegung. Für mich, das aufwachsende Kind, gab es nur eine Rose. Aber ich wurde im Zuge der dramatischen Ereignisse im restlos zerstörten Deutschland, um in den Bildern des Glückwunschtelegramms zu bleiben, mit blutigen Rosenkriegen konfrontiert, die mich bis ins Innerste trafen und mich fast bis zur Unkenntlichkeit zerrieben hätten, wobei unbedingt anzumerken ist, dass diese Kriege lediglich von einer Seite geführt wurden, die andere, die wehrlose, ließ sie über sich ergehen oder wich ihnen aus oder wehrte sich sogar.

In den Jahren 1943 und 1944, als sich die Niederlage Hitlers mehr und mehr abzuzeichnen begann und unter den in England lebenden Anti-Nazi-Aktivisten Streit über die Perspektiven des Aufbaus einer demokratischen Republik aufkam, entwickelten sich auch beängstigende Vorstellungen und Konzepte über die zukünftige Stellung derjenigen Verfolgten des Naziregimes in einem befreiten Deutschland, die das Grausamste an Leid zu ertragen hatten – der der Juden.

Im Januar 1944 erschien in der deutschsprachigen Exilzeitschrift *Freie Tribüne*, die in London herausgegeben wurde, unter dem Titel „Schicksalsgemeinschaft“ ein bemerkenswerter Artikel, der alle späteren Auseinandersetzungen bezüglich dieses wichtigen Themas der

deutschen Antifaschisten bereits in der Grundform enthält, angefangen von der Neigung zur Nichtanerkennung der relativen Eigenständigkeit der jüdischen Minderheit in der deutschen Mehrheitsgesellschaft, d. h. der Nichtanerkennung der religiösen, kulturellen, sprachlichen und historischen Selbstbestimmung dieser Gruppe von Menschen und aller sich aus dieser Neigung ergebenden Fehltritte, was in der anmaßenden Formel von der „Überwindung der Zweideutigkeit ihrer eigenen Lage“ gipfelte. Es heißt dort: „Die Freie Deutsche Bewegung in Großbritannien ist eine deutsche politische Bewegung, ein Zweig der gesamtdeutschen antifaschistischen Bewegung. Es ist selbstverständlich, dass viele Juden aus ihrer Stellungnahme heraus nichts mit einer deutschen Bewegung zu tun haben wollen. Hinzu kommt, dass in vielen Fällen sehr persönliche Bedenken eine Rolle spielen, ob man sich nicht im Sinne einer Rückkehr nach Deutschland festlege usw. In klarer Erkenntnis dieses Sachverhalts sollte die Freie Deutsche Bewegung um die aktive Teilnahme der deutschen Juden werben. Als eine deutsche politische Bewegung will sie an alle Deutschen appellieren und als antifaschistische Bewegung kann sie die deutschen Juden nur als Deutsche ansehen, weil sie die nationalsozialistische Rassistheorie verabscheut. Perverse Theorien und unnatürliche Gewaltakte einer zehnjährigen Schreckensherrschaft können nicht Sachverhalte verfälschen, die das Ergebnis jahrhundertelanger geschichtlicher Entwicklung sind. Und darum sollte das nur allzu berechtigte Gefühl des Abscheus und Hasses gegen das deutsche Volk die deutschen Juden den objektiven Sachverhalt nicht aus den Augen verlieren lassen. Sie sind Deutsche trotz der Nazis und trotz der Emigration und sie sind Fremde in jedem Emigrationsland. Sie werden sich wieder wie früher als Deutsche fühlen, wenn das Naziregime gestürzt und ein demokratisches Deutschland erstanden ist. Das aber ist das Ziel der Freien Deutschen Bewegung, und die aktive Mitarbeit der deutschen Juden an dieser Bewegung bedeutet für sie nichts weniger als die Überwindung der Zweideutigkeit ihrer eigenen Lage. Nach Auffassung der Freien Deutschen Bewegung wird aber ein wahrhaft demokratisches Deutschland den politischen Beweis liefern müssen, dass es mit der Nazivergangenheit gebrochen hat, auch was die Juden angeht. Schöne Gesten werden nicht ausreichend sein. Zwar Leben und Gesundheit kann nicht wiederhergestellt werden. Leid nicht ungeschehen gemacht werden, wohl aber können und müssen Zerstörungen und Beraubungen gutgemacht und Plätze für die deutschen Juden freigemacht werden, auf die sie nach ihren Fähigkeiten Anspruch haben.“

Nach dem Krieg, vor allem ab Beginn des Kalten Krieges mit den Jahren 1948 / 49, verwandelte sich das Unverständnis über die Rolle der jüdischen Minderheit in der deutschen Mehrheitsgesellschaft, wie es auch aus dieser Stellungnahme sprach, zunehmend in Angst und Misstrauen gegenüber den Juden, insbesondere gegenüber den zurückgekehrten politischen Emigranten jüdischer Herkunft, die aus den westlichen Emigrationsländern gekommen waren, als handele es sich da um Infizierte. Pluralismus und Kosmopolitismus wurden wie aus dem Westen eingeschleppte schädliche Keime angesehen, die der „Liquidation“ zugeführt werden müssen, es sind schließlich anfällige „Intellektuelle“. Eine klinische Befunderhebungssprache durchzieht ein internes Arbeitspapier des ZK der Partei aus dem Jahre 1948 zur Überprüfung der Auslands-KP in Großbritannien. JK, in der englischen Emigration zu einer Institution geworden, wurde wegen seiner Westbindungen zum Objekt für eine „besondere Betrachtung“, entkleidet seiner politischen Verdienste biographisch geröntgt und sorgfältig befundet: „32 Verbindung Amerika, 34 England, Verbindung Paris, amerikanischer Offizier – Eltern in England – Finanz Affaire noch nicht geklärt Angelegenheit Kastro – Ruh – Lindner u. a.“ Und speziell über den Freien Deutschen Kulturbund in Großbritannien (FDKB), dessen politischer Architekt JK war, wird in Alarmhaltung dokumentiert: „Gründung im Frühjahr 1939 (ca. 1000 Mitglieder – 95 %

Juden).“ Hatte man nicht gerade noch in der Emigration feierlich erklärt, Juden seien Deutsche? Warum selektierte man jetzt plötzlich? Wo blieb die vielbeschworene Schicksalsgemeinschaft? Die antifaschistischen Widerstandskämpfer, die sich nach England retten konnten, haben nie diese Unterscheidung aufgemacht, und meine Mutter, Mitbegründerin des FDKB, hatte sich gerade in Gesprächen im postfaschistischen Deutschland, wie ich sie wahrnehmen konnte, dagegen verwahrt, denn sie fühlte sich stets solidarisch mit den anderen Genossen, ob jüdisch oder nicht, als transnational empfindende Genossin, deren Partei die Menschen eint, nicht trennt.

Es gab aber auch organisierte Gegenkräfte, innerhalb und außerhalb der Partei, die dem antiwestlichen Kurs des Ersten Sekretärs des ZK der Partei Walter Ulbricht, der aus dem Exil in der Sowjetunion zurückgekehrt war, geschickt gegensteuerten, stille Rebellen, meist naziverfolgte Intellektuelle und Künstler, die das Erbe des kosmopolitischen Exils in eine neu aufzubauende Republik hinüberzuretten trachteten, nicht zuletzt deswegen, weil sie sozialistische Züge tragen sollte, und dies war nach Erkenntnissen des Wissenschaftlers und Emigranten Marx nur denkbar, wenn der Sozialismus als welthistorischer Prozess aufgefasst wird, der nicht isoliert in einem einzelnen Land entstehen kann.

Im Jahre 1947 wurde in Ost und West, in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) mit Genehmigung der Sowjetischen Militäradministration (SMAD), die Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN) gegründet, eine Organisation, die Vereinsstatus besaß, mithin eine relative Selbständigkeit im Vertreten der legitimen Lebensinteressen der Opfer des Faschismus. Die Anordnung zur Sicherung der rechtlichen Stellung der anerkannten Verfolgten des Naziregimes, die die Entschädigungs- und sozialen Hilfeleistungen für die Naziopfer und deren Angehörige regelte, wurde ganz offensichtlich an der sich robust gebärdenden Ulbricht-Gruppe vorbei zum Gesetz erhoben, in aller Stille unter dem Schutz der SMAD sorgfältig vorbereitet, ganz offensichtlich auch in Zusammenarbeit mit den VVN-Organisationen westlicher Landesteile, ausgearbeitet von einer Arbeitsgruppe von Westemigranten und KZ-Überlebenden, die Heinrich Rau, Brigadekommandeur der XI. Internationalen Brigade im Spanischen Bürgerkrieg, Sowjet- wie Westemigrant und Überlebender von nazistischen Kerkerhöhlen und des berüchtigten Konzentrationslagers Mauthausen, leitete, und es wäre reichlich geschichtsunkundig, nicht von der Annahme auszugehen, dass auch JK als Repräsentant der englischen Emigration Mitglied dieser Arbeitsgruppe gewesen wäre, zumal JK von 1945 bis 1946 Präsident der Zentralverwaltung für Finanzen in der Sowjetischen Besatzungszone gewesen war, also unmittelbarer Arbeitspartner von Heinrich Rau, der die Deutsche Wirtschaftskommission für die Sowjetische Besatzungszone im besetzten Deutschland leitete, und es ist zweifelsfrei ein Indiz für das Partisanenartige dieser Aktion, dass diese Anordnung zwei Tage vor Gründung der Demokratischen Republik mit dem überflüssigen Zusatz „Deutschen“ (DDR), nämlich am 5. Oktober 1949, als SMAD-Beschluss S 329 / 49 erlassen wurde, unterzeichnet von Heinrich Rau und in Kraft gesetzt mit Wirkung vom 6. Oktober 1949, einen Tag (!) vor Gründung der Demokratischen Republik als Gesetz der Deutschen Wirtschaftskommission, denn unter Ulbricht und seiner Gruppe, die ab dem 7. Oktober 1949 voll zum Zuge kam, hätte es ein solches spezielles Schutzgesetz für Überlebende, auch und gerade für jüdische, niemals gegeben. Gleichwohl galt im Westen Deutschlands die Ost-VVN als zu parteihörig, während man ihr im Osten wegen der vielen Westverbindungen nicht über den Weg traute. Republikweit tagten wenige Jahre später Parteikontrollkommissionen, um die Genossen jüdischer Herkunft politisch zu überprüfen, was von einer sowjetischen Welle von Überprüfungen und Repressalien ausgelöst worden war, eindeutig Frucht des Kalten Krieges, wobei nicht vergessen werden darf, dass unter den sich biegender Schaumkämme dieser

Welle sich so mancher Entlastungsangriff gegenüber den Opfern, den von den Deutschen fast gänzlich ausgerotteten Juden, verbergen konnte, denn es „neigt das deutsche Denken ganz besonders dazu, Schuldgefühle in Vorwürfe gegen andere umzumünzen“, wie der Kind-Überlebende der Shoah Georges-Arthur Goldschmidt einmal bitter bemerkte. Mitglied der Partei sein oder Mitglied einer Jüdischen Gemeinde, hieß es, ein Drittes gab es nicht. Auch von meiner Mutter verlangte man dieses Opfer, und sie gab es hin – aus Dankbarkeit für die Rettung vor dem Tod im besetzten Prag. Ein Exodus von Juden gen Westen setzte ein, weil man damit begonnen hatte, auf die Jüdischen Gemeinden in der Demokratischen Republik Druck auszuüben. Sogar Repräsentanten der VVN setzten sich ab. Kurzerhand wurde daraufhin im Jahre 1953 die relativ selbständige VVN aufgelöst und durch das von der Partei gesteuerte und durchregierte Komitee der Antifaschistischen Widerstandskämpfer in der Demokratischen Republik ersetzt, und Ulbricht belegte, wie um diesem Sieg im ersten Akt der Auseinandersetzungen mit den Westemigranten für alle Zeiten Dauer zu verleihen, auf Partei- und Kulturkonferenzen das Schreiben von Emigrationsliteratur mit dem Bannfluch.

Aber die Rose des Exils hörte deswegen nicht auf zu leben. Die Westemigration wirkte im Stillen weiter, hatte ihre höchst lebendigen Netzwerke im Massiv der neuen Gesellschaft noch bis in die späten siebziger Jahre hinein.

So ließ meine Mutter die Fäden zu Ihren Freunden der Emigration bewusst nicht abreißen. Sie sorgte dafür, dass ich von früh auf in enger Bindung zu Repräsentanten der tschechoslowakischen und englischen Emigration aufwuchs, also internationalistisch und im Geiste der Ideale des Exils. In den fünfziger Jahren besuchte sie mit mir mehrmals Werner Ilberg, Siegbert Kahn, JK, Kurt Lade und Heinz Worner, und sie sorgte dafür, dass Kurt Barthel (Kuba) in meiner Schulklasse eigene Gedichte rezitiert und über seine Jahre in der Emigration erzählt. In den sechziger Jahren kamen noch Besuche beim Arbeiterexilanten Hans Frömter hinzu. Zu John Heartfield trat ich auf Empfehlung meiner Mutter, die ihn persönlich aus der Prager und englischen Emigration sehr gut kannte, in eine eigenständige Arbeitsbeziehung bei der künstlerischen Gestaltung einer Ausstellung im Rahmen einer von der Freien Deutschen Jugend (FDJ) organisierten Messe der Meister von morgen in Berlin.

Das Deutsche Theater Berlin, um eines von vielen diesbezüglich lehrreichen Beispielen näher zu beleuchten, leitete ab 1946 der Regisseur, Schauspieler und antifaschistische Widerstandskämpfer Wolfgang Langhoff, der im Schweizer Exil am Züricher Schauspielhaus als Schauspieler und Regisseur gearbeitet hatte. Etlichen Emigranten ist das Deutsche Theater Berlin eine neue künstlerische und menschliche Heimat geworden, eine Insel von Gleichgesinnten, und die Emigranten sorgten ihrerseits für ein künstlerisch-politisches Potential, das sich nicht durch einen doktrinären, sondern libertären Marxismus ausgezeichnete hatte, der vor allem mit der unsäglichen Tradition der Trennung von Gefühl und Verstand gebrochen hatte, die gerade im deutschen marxistischen Denken monströse Blüten getrieben hatte. Der Intendant Wolfgang Langhoff engagierte die beiden Schauspieler Amy Frank und Friedrich Richter, die ins englische Exil gegangen waren, die an der Rettung der 280 Genossen, die in der besetzten Tschechoslowakei in der Falle gesessen hatten, aktiv beteiligt gewesen waren. Wolfgang Langhoff war es auch, der als Intendant mit dem gerade gegründeten Arbeitertheater des Kabelwerkes Oberspree Berlin einen umfassenden und rechtsverbindlichen Paten- und Freundschaftsvertrag abgeschlossen hatte, getreu dem Ideal der Arbeiterbewegung vom Zusammengehen von Kunst und Arbeiterklasse, hatte er doch selbst, als er Schauspieler an den Städtischen Bühnen Düsseldorf war, als Kommunist 1930 die Agitprop-Gruppe „Nordwest – ran“ gegründet, zusammen mit Arbeitern und Schauspielern künstlerisch-politisch gewirkt. Hinter diesem Langhoffschen Projekt verbarg

sich alles andere als Proletkult, wie man auf den ersten Blick aus heutiger Perspektive vielleicht annehmen könnte, sondern ein tiefes Verständnis der deutschen Geschichte, die nach 1945 auf dem Prüfstand war, denn es ging hierbei um einen echten Beitrag zur Überwindung der geistigen Grundlagen des Hitlerismus, denn der „Antagonismus zwischen dem ‚Idealismus‘ des Bürgertums und dem ‚Materialismus‘ der Arbeiterklasse hat bei der Entwicklung des Nationalsozialismus, der nach dem Kriege (von 1914, d. A.) aus dem Bürgertum auftauchte, eine verhängnisvolle Rolle gespielt. Die Hitlerbewegung spielte auf beiden Instrumenten. Sie gab dem Arbeiter die ‚Idee‘, nach der er sich als Deutscher sehnte, dem Bürger das ‚materialistische‘ Ziel, das seine Verzweiflung brauchte, nachdem er aller und jeder Substanz entblößt war“, schrieb der jüdische Flüchtling Martin Gumpert 1939 aus dem amerikanischen Exil. Es ging also jetzt um die Wiederfindung oder Wiedererfindung eines von Missbrauch freien Zusammenschlusses von Geist und materiellem Leben. Eine fast unlösbare Aufgabenstellung, die schon deswegen unlösbar erscheinen musste, weil diese Losung unter den Bedingungen des Kalten Krieges von der Partei verkürzt worden war auf die Losung vom Zusammenschluss von Geist und Macht.

Wegen der Inszenierung eines kritischen Produktionsstückes aus der Feder des die Restauration des Nazigeistes in der Bundesrepublik fliehenden und deswegen in die Demokratische Republik emigrierten Dramatikers Peter Hacks wurde Langhoff jedoch im Zuge einer Säuberungskampagne seines Postens als Intendant enthoben, Geist und Macht eben, nicht Geist und Leben. Unter seinem Nachfolger Wolfgang Heinz, der ebenfalls als aktiver Nazigegner in die Schweiz emigriert war und dort am Züricher Schauspielhaus als Schauspieler tätig gewesen war, wurde diese Linie ab 1964 kontinuierlich fortgesetzt und weiter ausgebaut. Zunehmend wurden jetzt auch die entsprechend ausgebildeten Söhne und Töchter der Emigranten für die Arbeit am Deutschen Theater gewonnen, so etwa die Dramaturgen Michael Hamburger und Barbara Honigmann. Mich empfahl dem Intendanten der Dramaturg Alexander Weigel, dem später das große Verdienst zukam, zusammen mit einem Literaturwissenschaftler die Schriften des deutsch-jüdischen Theaterkritikers und Gründers der „Weltbühne“ Siegfried Jacobsohn herausgegeben zu haben. Der Regisseur A. Dresen holte mich zusammen mit Michael Hamburger in sein Team zur Einstudierung des 1935 verfassten Stückes „Maria“ des russisch-jüdischen Erzählers und Dramatikers Isaac Babel, das erst 1964 an einem Theater in Florenz seine Welturaufführung erleben konnte. Es schildert in einfachen, einprägsamen Szenen das Schicksal einer russisch-jüdischen Familie im zaristischen St. Petersburg während der Revolution von 1917. Es wurde verboten. Der des Kontaktes zum Westen angeklagte Autor von Weltgeltung fiel im Jahre 1940 den Säuberungen zum Opfer. Er wurde 1954 rehabilitiert.

Ich blieb nur eine Spielzeit am Deutschen Theater Berlin. Die weltoffene und daher bewusst pluralistisch arbeitende Leitung des Hauses wurde im Zusammenhang mit hiesigen Nachspielen zur Niederschlagung des Prager Frühlings Opfer einer Säuberungskampagne. Warum gehst du nicht fort, habe ich mich damals schon gefragt. Ich wechselte an die Humboldt-Universität zu Berlin, um über angelsächsische Philosophie und Soziologie arbeiten zu können. A. Dresen blieb Regisseur und wechselte von der Demokratischen in die Bundesrepublik. Um dieselbe Zeit nahm in der Bundesrepublik W. G. Sebald, der wegen ihrer Nazi-Nähe seine Vornamen nicht ausschrieb, die Spuren der emigrierten Naziverfolgten auf und blieb dann für immer in England, um fortan über diese Spurensuche literarisch zu schreiben, was sein Lebenswerk wurde.

Als ich mich am Bereich Philosophie und Wissenschaften der Sektion Philosophie zur Verteidigung meiner Promotionsschrift rüstete, wäre diese beinahe an einer

Einzelfallsäuberungskampagne wegen westlichen Denkens gescheitert, was buchstäblich im letzten Augenblick vom Bereichsleiter Hermann Ley, einem von den Nazis ins Gefängnis geworfenen Widerstandskämpfer gegen die Hitlerdiktatur, abgewendet werden konnte, wie er schon früher, als er Leiter des Instituts für Gesellschaftswissenschaften an der Technischen Universität in Dresden gewesen war, jüdische Opfer des Naziterrors gegen zu erwartende Säuberungskampagnen vorsorglich in Sicherheit zu bringen wusste und auch in meinem Falle Vorsorge traf, indem er mich dringend bat, nicht zu viele Juden in meiner Dissertation zu zitieren, um nicht schlafende Hunde zu wecken. Die Wunden, die diese und andere, dann noch folgende Kampagnen gegen missliebige Denker geschlagen hatten, steckte ich weg, als müsste ich mich unempfindlich machen. Ich glaubte nicht an die 1933 dagebliebenen und durchgekommenen Kriegs- und Nachkriegsdeutschen, weder im Osten noch im Westen. Ich war in meiner Existenz auf das nackte Überleben trainiert. Ich träumte in jenen Jahren oft vom Krieg, von Szenen der Verwüstung in einer Großstadt und wie man sich rettete und wie man scheiterte, und als ich aufwachte, spürte ich mein Überleben, lag da im Bett wie ein Ungeborenes im Mutterleib, die beiden Arme ausgestreckt zwischen den Schenkeln, die beiden Hände an den Handflächen fast zusammengeklebt, und ich zog sie erstaunt und selig heraus, öffnete sie langsam, tastete mich prüfend ab wie ein Kind oder Tier, als ob ich anfangen würde zu existieren. Meine Mutter, deren gesamte jüdische Familie, die ich nie kennenlernen durfte, von den Nazis ermordet und zerstreut worden war, war auf das nackte Überleben trainiert. Die Frage nach dem Überleben hat mich immer wieder gequält, und immer wieder ist die Frage bei unserer verschollenen Familie gelandet, die nicht antworten konnte. Aus der Ferne habe ich einen aufstrebenden Dichter erlebt, ein englisches Emigrantenkind wie ich, der genau zu dieser Zeit die Demokratische Republik verließ, und er schrie es in die Welt hinaus, dass er seinen Vater, einen hohen Funktionär der Demokratischen Republik, hassen würde, weil er seinen Überlebenswillen über die Grenzen des Menschenmöglichen hinauschießen lassen musste, und an diesem Hass, nicht an Alkohol oder Drogen, wie erzählt wurde, ist er dann auch später zugrunde gegangen. Im Gegensatz zu ihm sah ich überhaupt nicht über den Tellerrand dieses Überlebensdranges, ich war mit diesem Drang eins, völlig mit ihm verwachsen, was damals meine innere Schranke gewesen war, mein willkommenes Retardieren in meiner Entwicklung innerhalb einer nahezu unannehmbaren Umwelt, aber ich spürte die Schranke, und daher befahlen mich damals gleichfalls diese himmelsstürmenden Anwandlungen von rücksichtsloser Entgrenzung, um diese fast tierhafte Bindung an den Überlebensdrang mit einem Mal zu sprengen, obwohl er eigentlich meine Existenzbedingung war, was mich aber in panische Angst versetzte und nur meine Mutter fähig war zu zähmen, denn unsere sehr irdische Beziehung mit unserem unverwüchtlichen Überlebenswillen wäre das erste Opfer dieser himmelsstürmenden Anwandlungen geworden, und so wollte ich den Aufbegehrenden nur halb verstehen: Einerseits kamen wir, historisch gesehen, aus derselben Familie, und ich war auf seiner Seite, aber andererseits sah ich damals, wenn auch reichlich verschwommen, zugleich voraus, dass ihn dereinst einmal der unberechenbare Absturz ereilen wird, denn es gibt keinen Aufstieg als Dichter ohne Liebe, und sei es die Trauer um die Toten, wie sie W.G. Sebald lebte und dichtete.

So fügte ich mich der ununterbrochen von Kampagnen durchpflügten Gesellschaft der Demokratischen Republik und übernahm im Jahre 1978 im Auftrag der staatlichen und Parteileitung des Deutschen Theaters die Künstlerische Leitung des Arbeitertheaters des Kabelwerk Oberspree Berlin. Erst später, als ich mit meiner Mutter ausführlich über ihre Emigration und deren Vorgeschichte sprach, wusste ich, wie nah ich ihr mit dieser Entscheidung gewesen war und was im Unbewussten da für eine wundersame Übertragung

stattgefunden hatte, denn meine Mutter ist eine aus dem Berliner Proletariat stammende einfache Frau, die vor allem über die Theaterarbeit des Theaterrevolutionärs Erwin Piscator am Berliner Nollendorfplatz ihre politische Initiation erhalten hatte, und das war möglich, weil Piscators Theaterarbeit nicht inzestuös angelegt war, sondern nach außen offen. Darsteller und Inszenatoren öffneten sich gegenüber den Zuschauern, setzten sich der rauhen Wirklichkeit aus, wirkten politisch, studierten den Alltag in einem permanenten Selbstüberprüfungsprozess, setzten sich als Lernende in Armencafés und Kneipen mit Arbeitern und Arbeitslosen an einen Tisch. Nach den Aufführungen der Piscator-Bühne, die immer experimentell waren, wurde leidenschaftlich diskutiert. Arbeiter, Arbeitslose, Studenten, Intellektuelle, Theaterleute brüteten hinterher gemeinsam über Fragen des Vorgeführten, teilten sich ihre frischen Eindrücke mit, entwickelten als eben geborene Gesellschaftstheoretiker Entwürfe über neue Formen und Möglichkeiten des gesellschaftlichen Zusammenlebens, sprachen wie selbstverständlich über Ökonomie und Klassenverhältnisse. Über diese neuartigen Diskurse machte meine Mutter, die damals gerade schräg gegenüber vom Theater am Berliner Nollendorfplatz in einem Maßatelier den Beruf einer Modellschneiderin erlernt hatte, als junge Frau ihre ersten Erfahrungen mit dem theoretischen Marxismus.

In meiner Arbeitertheatertätigkeit knüpfte ich an dieses und ähnliche progressive Theaterprojekte der zwanziger Jahre an, an die Theaterexperimente von Bert Brecht mit jungen Arbeiterschauspielern, an die Filmarbeiten zu „Kuhle Wampe“, dem ersten Film über Arbeiter und Arbeitslose, Drehbuch von Brecht und Musik von Eisler, den der bulgarische Kommunist Slatan Dudow gedreht und an dem auch meine Mutter als Komparsin mitgewirkt hatte, an das Agitproptheater der kommunistischen Spieltruppe, an die Erfahrungen der Theateravantgarde der frühen Sowjetmacht und an die Bildkraft eines John Heartfield, den meine Mutter bereits in der Prager Emigration kennengelernt hatte. Was unter meiner Künstlerischen Leitung ab 1978 zunächst versucht wurde, war das Kappen der Strippen zu den „Priestern der Arbeit“, wie Marx in seinen „Theorien zum Mehrwert“ die leitenden Funktionäre einer nichtkapitalistischen Produktionsweise ironisch nannte, zu den „Würdenträgern“, wie Lenin sie dann nach der russischen Revolution in seinem ökonomischen Essay „Über den einheitlichen Wirtschaftsplan“ ironisch nannte. Wir wollten kein spießbürgerliches FDGB-Theater der „Würdenträger“. Wir wollten das pralle, widersprüchliche und stets rätselhafte Leben der Demokratischen Republik auf den Brettern des Theaters der Demokratischen Republik, die real existierende Lebenspraxis real existierender Menschen, verdichtet selbstverständlich, künstlerisch verallgemeinert, wir – das waren junge Arbeiter, Oberschüler, Oberschüler mit Berufsausbildung, Angestellte, Lehrlinge, Suchende allesamt. Wir gingen in die Betriebe des Kabelwerkes, erkundigten uns nach den Produktionsbedingungen der Kabelwerkerinnen und Kabelwerker, nach ihrem Reden und Schweigen, nach ihren Erwartungen, nach ihren Konflikten, ihren Leiden und Freuden, machten Interviews mit ihnen für Stück- und Inszenierungsideen, bemühten uns enthusiastisch und vorurteilslos, von ihnen zu lernen. Wir erlernten die Kunst der schauspielerischen Improvisation, gingen damit in die Schulen, in die Jugendclubs, fuhren in die Jugendwerkhöfe, luden die Jugendlichen zur aktiven Teilnahme an diesen Improvisationen ein, sogar zur zeitweisen Übernahme der Leitung von Improvisationsabenden. Wir durchbrachen die starren Grenzen zwischen Schauspielern und Zuschauern. Wir entwickelten aus diesen neuartigen Erfahrungen überraschende Theaterszenen, Stückexposés und Spielweisen. Wir erhielten dazu professionelle Unterstützung seitens der Dramaturgen, Maskenbildner, Kostümbildner, Pantomimen und Techniker des Deutschen Theaters Berlin, seitens einer promovierten Theaterhistorikerin der Abteilung Theaterwissenschaft der

Humboldt-Universität Berlin, seitens eines Dozenten der Fachschule für Artistik, seitens eines systemkritischen Lektoren des Verlags Volk und Welt mit dem Schwerpunkt Sowjetliteratur und seitens eines Schauspielers vom Brecht-Theater am Schiffbauerdamm, der später zum Deutschen Theater Berlin wechselte, denn wir verstanden uns nicht als Laientheater, das lediglich der Freizeitbeschäftigung dient, sondern als Amateurtheater mit einem hohen professionellen Anspruch. Aber nicht um die Erfüllung eines Kunstanspruches ging es uns dabei, das konnte später hinzukommen, ohne Frage, sondern es ging uns zunächst um die Wahrheit, der wir uns in einem kollektiven Prozess des Entdeckens und Beschreibens bewusst und unbewusst annäherten, um die Wahrheit der historisch gewachsenen Realität von Individuum und Gesellschaft im deutschen Nachkrieg, die im Verborgenen war und von Staats wegen dort bleiben sollte.

Wir beschäftigten uns mit einem Stück der Sowjetdramatik, das die Schattenwirtschaft im Sozialismus analysiert, und zwar mit derjenigen, die sich zunehmend auch an der Basis der materiellen Produktion ausbreitete. Es ist ein verstörend-quicklebendes Stück voll jäher Wendungen, voll sentimentaler Bosheit und unschuldiger Komik, geschrieben im Slang von Produktionsarbeitern. „Umniki“ hieß dieser schwer verdauliche Wirklichkeitsbrocken des Jungdramatikers Anatoli Antochin, schwach übertragen mit „Schlauköpfe“, textadäquater wäre „Schlawiner“ oder „Lumiche“ gewesen. Gemeinsam mit einem Sowjetrussen, einem Mitarbeiter der Handelsvertretung der UdSSR, dem ich Deutschunterricht gab, übersetzte ich die Spielvorlage neu, weil die offiziöse Übersetzung den Arbeiterslang, der eine wesentliche literarische Qualität der Spielvorlage ausmacht, auch nach Aussagen des Mitübersetzers weitestgehend unterschlagen hatte. Es geht in dem Stück um zwei junge Arbeiter, die ihre elementaren Lebensbedürfnisse nur noch per Diebstahl am Volkseigentum befriedigen konnten. In seiner Bauart weist das Stück Strukturelemente der Commedia dell'arte auf. Daher verwandten wir für die Darsteller Schminkmasken, die der Chefmaskenbildner des Deutschen Theaters entwarf, und entwickelten eine gestisch-pantomimische Spielweise, die geeignet ist, noch nicht gedachte Verallgemeinerungen sozialer Verhältnisse so im Bewusstsein zu versenken, dass man sie nicht mehr loswird, und dies mit derselben diebischen Freude, wie die Arbeiter in dem Stück sich am Volkseigentum vergreifen. Sechs Priester der Arbeit erschienen zur Produktionsabnahme und fällten ihr Urteil: „Das geht nicht. Unsere Arbeiter tragen keine Masken.“ Ästhetisch-politische Debatten folgten, die die Grenze zur Karikatur weit überschritten. Wenigstens erreichten wir die Zulassung der Inszenierung. Zwei jüngere Mitarbeiter der Abteilung Kultur des Bundesvorstandes des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes (FDGB) Bärbel und Rainer Schrader, solidarisierten sich mit unserem Anliegen auf Grund der hohen künstlerischen Qualität, die wir erzielten, sorgten dafür, dass wir zum Bezirksleistungsvergleich delegiert wurden. Weiter kamen wir allerdings trotz aussichtsreicher Kandidatur für die Arbeiterfestspiele nicht, denn der Autor war bald nach Erscheinen seiner proletarischen Farce nach Italien geflüchtet. Er musste wegen Wahrheitsuche oder Wahrheitsfindung Schwierigkeiten mit der Kulturbürokratie bekommen haben.

Bei unserem selbstentwickelten Jahrmarktsspiel „Köchin und Königin“, das dem großen Thema Arbeiterdemokratie im Sozialismus gewidmet war, erzählten wir, Motive von Goethes „Jahrmarktsfest von Plundersweilern“ und klassischen Märchen verarbeitend, die Geschichte von vier schuftenden Köchinnen in einer Großküche einer Betriebskantine. Der Satz von Lenin, dass jede Köchin den Staat lenken können müsse, bildete das dramaturgische Zentrum dieses politischen Spektakels. Hier erschienen zwanzig Priester der Arbeit zur Produktionsabnahme. Aus dem Stand heraus sollte das Stück verboten werden, sozusagen standrechtlich. Die beiden Mitarbeiter des Bundesvorstandes des FDGB kamen zu den

Proben, schützten unsere Arbeit, lancierten Rezensionen, retteten uns, und wir tourten durch die Republik mit unserem emanzipatorischen Theater, mit unserem neuen Denken, und durchweg flogen uns die Sympathien der Arbeiterinnen und Arbeiter nur so zu, selbst hartgesottene Funktionäre bezwangen die jungen Amateurschauspieler mit ihrem unsterblichen Charme, und die beiden Mitarbeiter des FDGB-Bundesvorstandes hievt uns von Stufe zu Stufe in die Wettbewerbe bis zu den Arbeiterfestspielen der Demokratischen Republik, bis wir dort eine Goldmedaille für die Inszenierung und einen Sonderpreis für die Stückentwicklung erringen konnten. Bei dem weltbekannten Regisseur russisch-jüdischer Herkunft Juri Ljubimow am Moskauer Taganka-Theater erschienen zweihundert Priester der Arbeit zur Produktionsabnahme. Wir gingen auf die Straße, machten Straßentheater. Wir mischten uns auf Bahnhöfen unter die Fahrgäste, unauffällig Szenen über die allgegenwärtige Fremdenfeindlichkeit improvisierend, die unterschwellig in der DDR-Gesellschaft ihr Unwesen trieb, wir improvisierten sogar in den Spielfläche bietenden Gepäckabteilen der S-Bahn, während des Fahrens, oder gingen als konsumkritische Konsumenten in die Kaufhäuser und Lebensmittelhallen und durchbrachen lustvoll den ritualisierten Kaufalltag. Später, als ich längst im Westteil Berlins lebte, erklärte mir ein politisch engagierter Theaterschaffender, der aus Argentinien vor den Schergen der argentinischen Militärdiktatur geflohen war, dass das, was wir gemacht hatten, verdecktes Theater genannt wird, sie hätten Ähnliches entwickelt.

Die jungen Mitglieder des Arbeitertheaters berichteten plötzlich von faschistischen Umtrieben an Schulen und in Wohngebieten. Es gab plötzlich illegale Adolf-Hitler-Geburtstagsfeiern in den Kellern von Plattensiedlungen, militaristisch infiltrierte Wehrsportgruppen, die in den Berliner Wäldern heimlich die Armeerituale des zertrümmerten Deutschen Reiches exekutierten, es gab plötzlich wieder dieses sattsam bekannte braune Lied- und Gedankengut. Ich schlug die Entwicklung eines Theaterstückes über Leben und Wirken der beiden Widerstandskämpfer Geschwister Scholl vor, über die Gruppe der Weißen Rose. Die Kulturverantwortlichen von Werk und Stadtbezirk untersagten die Umsetzung dieses antifaschistischen Projekts wegen seiner Nähe zum Christentum. Wir waren leider kein SMAD-Theater von 1945 oder 1947, hochqualifizierten Kulturoffizieren der Roten Armee, oft jüdischen Literaturwissenschaftlern und Germanisten, unterstellt, sondern deutschen Funktionären, die unter dem Zwang standen, in regelmäßiger Wiederkehr ideologisch-altgermanische Femegerichte anrichten zu müssen. Es hagelte Auszeichnungen und Aufführungsverbote in irritierender Abfolge. Politischen Schutz erhielten wir nur von den beiden Kulturverantwortlichen vom FDGB-Bundesvorstand. Auch meine Mutter spürte meine Schutzlosigkeit und sorgte dafür – sie hatte als Trägerin der Medaille „Kämpfer gegen den Faschismus 1933 – 1945“ die entsprechenden internationalen Verbindungen –, dass ich in einer westlichen KP-Zeitung mit meiner arbeiterorientierten Theaterarbeit publik werde. Im Frühjahr 1982 wurde ich vom FDGB-Bundesvorstand nicht zuletzt aus dieser Sorge zur Verleihung des Kunstpreises der Demokratischen Republik, einer hohen staatlichen Auszeichnung, vorgeschlagen. Die FDJ muss diesen Vorschlag unterstützt haben, denn es gab verstärkt Interviews mit uns und Präsentationen unserer Arbeit in den jugendnahen Medien. Zu dieser Ehrung kam es jedoch nicht, obwohl meine Personalien bereits aufgenommen wurden. In West- und Osteuropa bedrängten atomar bestückte Mittelstreckenraketen die Bevölkerungen des ganzen Kontinents mit der Möglichkeit des Todes. In Berlin gab es plötzlich vermehrt großräumige Zivilschutzübungen. Die Sirenen, obligatorische Alarmprobe an jedem Mittwochmittag, klangen plötzlich bedrohlicher als sonst. Berliner Bauarbeiter bauten Keller zu Bunkern um. Die Sprache der Offiziellen wurde immer martialischer. In den Kindergärten wurde den Kindern eingepflichtet, dass sie bald mit Rucksäcken, gefüllt mit

ausreichender Kleidung, in der Frühe zu erscheinen hätten, da sie dann für Wochen von ihren Eltern getrennt sein würden. Junge männliche Amateurschauspieler, die zum Dienst in der Volksarmee eingezogen wurden, sprachen von einer geheimnisvollen Formel des Kampfauftrags, von x plus 15, die man den Soldaten eingebläut hatte. 15 Minuten hätten sie nach einem atomaren Erstschatz der NATO zum Zeitpunkt x durchhalten müssen, 15 Minuten Restleben. Im Ensemble des Arbeitertheaters mehrten sich die Stimmen, zu den makabren Kriegsvorbereitungen öffentlich Stellung zu nehmen. Alle meinten wir, dass auf beiden Seiten der Mauer die Logik der Militärs sich längst von der Politik gelöst und ein eigenständiges gefährliches Gespensterdasein geführt hatte. Ich trat in einen Arbeitskontakt mit dem Leiter des Antikriegsmuseums, einem religiös inspirierten Physiker, auf den mich ein Ensemblemitglied aufmerksam gemacht hatte. Ich berichtete dem Ensemble von unseren ausführlichen Gesprächen über die Physik eines kommenden Krieges. Dergestalt mit Wissen ausgerüstet, diskutierten wir etliche Inszenierungsideen zu einem Protest gegen diesen logisch in sich schlüssigen Vernichtungswahn, der ideologisch nach außen als Logik des Klassenkampfes präsentiert wurde. Gefühl versus Logik, so hieß unsere Logik. Ich bestand darauf, dass nur eine solche Inszenierungsidee zum Tragen kommen darf, die von ausnahmslos allen Ensemblemitgliedern getragen werden kann. Nach einem Vierteljahr differenzierter Diskussion entwickelte ich eine Inszenierungsidee, die alle annehmen konnten. Wir brauchten dazu nur zwei Proben, eine Arbeitsprobe und die Generalprobe. Wir waren von allen Berufs- und Amateurbühnen der Demokratischen Republik das einzige Theater mit einer nichtapologetischen Theaterperformance zum Thema Atomkrieg und Ringen um ein kollektives Überleben. Wir begannen mit harmlosen Kriegsspielen von Kindern. Dann plötzlich heulte und schrie eine Sirene, eine Originalsirene aus dem Zweiten Weltkrieg. Die Kinder schauten verwirrt und langsam zum Himmel. Eine geheime Macht ergriff sie dann, ein Bann, denn sie verwandelten sich wie Bewusstlose oder Besessene in menschliche Kampfmaschinen. Wir zeigten die Hölle des Krieges. Wir arbeiteten mit den Mitteln des Schocks. Zuschauerinnen wischten sich bei diesen Szenen die Tränen aus dem Gesicht. Ein Schweigen trat ein, ein zitterndes, verletzbares, manchmal zehn, zwanzig oder dreißig Minuten. Einige Zuschauer verließen mit diesem Schweigen den Ort des Geschehens. Andere standen auf, fühlten sich bemüßigt, ihrer Erschütterung Ausdruck zu geben, stammelnd, stotternd, spürend, dass alles bisher dazu Gesagte versagte. Dann wurde gemeinsam mit den Zuschauern offen über das tabuisierte Thema Militarisierung in der Demokratischen Republik diskutiert, nein, umgekehrt, die Zuschauer diskutierten gemeinsam mit uns. Und über den bevorstehenden Krieg. Und über Erziehung. Und über Mut. Und über Sprache. Nach fünf Aufführungen folgte im Herbst 1982 das Aufführungsverbot durch KWO, Partei und Staat. Ich wurde meines Postens als Künstlerischer Leiter des Arbeitertheater enthoben, dem Ensemble der Amateurschauspieler wurden die Instrumente gezeigt, teilweise angelegt. Beides war rechtswidrig. Mir wurde Pluralismus und angebliche Verbindungsaufnahme mit dem Feind vorgeworfen, weil im Rundfunk im Amerikanischen Sektor (RIAS) ein Bericht über diese antimilitaristische Performance erschienen war. Ich hatte weder mit dem RIAS noch mit irgendeinem anderen Medium des Westens Kontakt aufgenommen. Seitens zweier Herren vom allmächtigem Ministerium für Staatssicherheit, zu denen ich geladen wurde, wurde mir Paktieren mit dem Klerus vorgeworfen, weil wir am Schluss der Performance zusammen mit den Zuschauern Brot aßen und Wein tranken, die Liebe zum Leben gegen die Sprache von Waffen verteidigend. Sie hielten es für ein Ritual der Katholischen Kirche, was es auch ist, aber es stammt aus der jüdischen Bibel, Erstes Buch Mose, 14, 18. Mein diskreter Hinweis auf Hölderlin und den kommunistischen Exildichter Kuba, der ebenfalls nach England geflohen war, die beide diese Symbolik emblematisch verarbeitet hatten, wurde nicht einmal der Diskussion für würdig befunden. Der Politische Leiter des Arbeitertheaters

des KWO erhielt für sein Zerstörungswerk die berühmten Silberlinge, den Vaterländischen Verdienstorden in Silber, ein typischer Vertreter der nachgerückten Flakhelfergeneration, ein ehemaliger Führer einer Rotte von Hitlerjugendlichen, wie er mir einmal, ohne dass ich ihn dazu auch nur im geringsten getrieben hätte, unter dem Eindruck von Kulturhausfusel ganz ungeniert gestanden hatte und den meine Mutter, eine Menschenkennerin par excellence, nur ein einziges Mal zu sehen brauchte, um zu wissen, was hier vorging. Ideologische Rollkommandos, Repressalien, Verhöre und Verfolgungen seitens des allmächtigen Ministeriums setzten ein. Über Jahre wurde mein Telefon überwacht, die Post kontrolliert, meine Überzeugungen unter Beobachtung gestellt, mein künstlerisches Tun republikweit überwacht. Ein Sohn eines Stellvertretenden Ministers, Leiter des Parteibildungsapparates im KWO, verriet mich über Jahre an die Staatssicherheit, obwohl es nichts zu verraten gab, und bat mich später um Entschuldigung, die ich ihm selbstverständlich gewährte, ohne dass er auch nur einziges Detail seines konspirativen Wirkens mir gegenüber offengelegt hätte. Die verzweifelte Mutter eines Oberschülers mit Berufsausbildung rief mich an, erzählte mir voller Aufregung, dass ihr Sohn in der Früh um 5.00 Uhr wegen der Teilnahme an der Antikriegsmanifestation von der Staatssicherheit abgeholt worden sei. Es war der Amateurschauspieler, der die Verbindung zum Leiter des Antikriegsmuseums hergestellt hatte. Schon beim Anhören des Wortes „abholen“ schreckten wir, meine Mutter und ich, auf. Anderen Mitgliedern wurde die Erlaubnis zum Studium entzogen bzw. angedroht. Und wieder andere wurden an ihren Arbeitsplätzen über Wochen bedrängt und diszipliniert. Ich wurde rund um die Uhr bewacht, erhielt Berufsverbot, wurde täglich mit einschüchternden Telefonaten überzogen. Das Ensemble der Arbeiterschauspieler berief einen Initiativkreis, der beim Berliner Bezirksvorstand des FDGB für den Erhalt dieses Theaterprojektes intervenierte. Neue Repressalien. Als ich beim Rechtsanwalt Lothar de Maizière meine Klage beim Stadtbezirksgericht von Berlin-Köpenick vorlegte und um Rechtsbeistand ersuchte, erhielt ich zur Antwort: Klage sofort zurückziehen! Sie stehen mit einem Bein im Gefängnis!

Pluralismus, Pazifismus, Christentum – was wurde mir nicht alles vorgeworfen! Aber es ging überhaupt nicht um irgendwelche Ideologeme, was daran zu spüren war, dass diesbezüglich gar kein Argumentaustausch geführt wurde. Die Funktionäre warfen mir das vor, was auch im Stück „Köchin und Königin“ zitiert worden war, nämlich die Eröffnung der Debatte von unten, auch noch von Lenin gefordert, der in seinem Frühwerk „Was tun?“ ironisch die Frage stellt, ob es erlaubt sei, ohne vorherige Befragung des Parteikomitees zu träumen. Wie hätten sie diesen Vorwurf nennen sollen? Demokratismus? Hierüber wurde wohlweislich geschwiegen. Aber es war diese Forderung nach einer Debatte von unten, und auch noch von Lenin abgedeckt, was mir verübelt wurde, nicht die einzelnen Ideologeme, die den Funktionären so ziemlich egal waren, wen man ihnen nur Gefolgschaft leistete. Ich sehe die KWO-Funktionäre nach der Uraufführung von „Köchin und Königin“ noch auf die Spielfläche springen und empört den Arbeiterschauspielern die Leninbände förmlich aus der Hand reißen, nur um nachzuweisen, dass Lenin hier fälschend und missbräuchlich zitiert wurde, und wie sie, blamiert bis auf die Knochen, eines Besseren belehrt wurden und unverrichteter Dinge wieder abziehen mussten. Das und nichts anderes war der springende Punkt der ganzen Auseinandersetzungen über einen Zeitraum von fünf Jahren!

Auf Grund einer raffinierten Rochade, die sich die Staatssicherheit ausgedacht hatte – man löste das Arbeitertheater des KWO aus der gewachsenen Bindung mit dem Deutschen Theater und installierte eine neue mit dem Berliner Ensemble, da der Dramaturg Alexander Weigel vom Deutschen Theater die Solidarität zu uns nicht aufzugeben bereit und der Intendant des Berliner Ensembles Manfred Wekwerth, Gesellschaftlicher Mitarbeiter Sicherheit des Ministeriums für Staatssicherheit, zu allem bereit war, also auch zur

Bereitstellung willfähriger Leiter für das schmierige Geschäft einer sogenannten Stabilisierung des KWO-Arbeitertheaters, was den kollektiven Austritt des bisherigen Ensembles aus dem Arbeitertheater bewirkt hatte – versank dieses unerschrockene Avantgarde-Amateurtheater in der Bedeutungslosigkeit, die Hülle blieb, das Leben war entflohen. Auch dieses letzte Figurensetzen auf dem Schachbrett der Macht war ein schwerer Rechtsbruch, denn man hatte mit ihr den über Jahrzehnte gewachsenen und rechtlich verbindlichen Paten- und Freundschaftsvertrag zwischen dem Deutschen Theater Berlin und dem Arbeitertheater des Kabelwerkes Oberspree Berlin selbstherrlich für null und nichtig erklärt. Das war, auf den Kern gebracht, ein Schlag gegen das Vermächtnis des Antifaschisten Wolfgang Langhoff, den die Nazis wegen seiner kommunistischen Überzeugungen fast zu Tode gefoltert hatten. Ein Sieg der aus dem Dritten Reich Nachgerückten gegen einen originären Antifaschisten und einen Sohn von originären Antifaschisten – das war, sozialgeschichtlich gesehen, die Bilanz, die sich hinter dem Rücken der Akteure dieser schweren Auseinandersetzungen mit Macht durchgesetzt hatte.

Aus Protest trat ich aus der inzwischen restlos Staat gewordenen Partei aus, und zwar demonstrativ zum fünfzigsten Jahrestag der „Machtergreifung“ Hitlers und der Emigration meiner Mutter aus Nazideutschland. Aus diesen Gründen der Flucht meiner Eltern aus Nazideutschland war ich einmal Mitglied geworden. Der Parteiaustritt war ein Akt des verzweifelten Widerrufs. Nicht in meinem Namen! Bei einer abschließenden Aussprache mit Parteifunktionären warf ich der Partei faschistoides Verhalten vor. Keine Widerrede. Betretenes Schweigen. Verweigerung jedweder Diskussion. Sie waren Nachgerückte. Die alten Genossen aus dem Widerstandskampf, aus der Emigration, aus den Lagern, die mir hätten helfen können, waren weg. Hilfeflehend wandte ich mich an das Komitee der Antifaschistischen Widerstandskämpfer in der Demokratischen Republik. Achselzuckend wurde mir seitens der Verfolgtenorganisation jede Hilfe bewusst verweigert, was eindeutig einen weiteren schweren Rechtsbruch darstellte, denn die Anordnung zur Sicherung der rechtlichen Stellung der anerkannten Verfolgten des Naziregimes, die die Entschädigungs- und sozialen Hilfeleistungen für die NS-Verfolgten und deren Angehörige regelte, hätte auch meinen rechtlichen Schutz als Angehöriger von antifaschistischen Widerstandskämpfern und Emigranten unbedingt sichern müssen. Das Komitee sanktionierte damit wider geltendes Recht den Beschluss des Staates, mich in die Mittellosigkeit zu stoßen, ins existentielle Aus. So ging man am Ende von Gerichtsverhandlungen in altgermanischen Gesellschaften streckenweise mit Angeklagten um: Man stieß sie aus der Gemeinschaft, in die Sümpfe, in den Tod.

Fast blutend ahnte ich, dass hier etwas Einzigartiges geschehen war, etwas nicht mehr rückgängig zu Machendes, etwas Unwiderrufliches, etwas Unfassbares, das, ich konnte es anders nicht deuten, dabei war, den Anbruch einer irritierenden Abendröte einzuleiten.

Fast blutend? Mit einem Mal kämpfte ich mit dem Gegenteil von Entgrenzungsobsessionen, mit Selbstverletzungsobsessionen, die für mich neu waren, die mich ohne Voranmeldung spät abends, wenn ich im Bett lag, gefährlich anfielen, mich bedrängten, mir den Schlaf raubten, mich überhaupt nicht mehr in der Nacht zu Ruhe kommen ließen. Lag ich im Bett, krepelte ich schlafwandlerisch den linken Ärmel meiner Schlafanzugjacke hoch, befühlte den Unterarm, überlegte, wo ich mit einem Messer hineinstecken könnte, damit mein Blut befreiend herausspritzt, Abend für Abend, Woche für Woche, Monat für Monat, und ich ahnte dunkel, mehr träumend als denkend, dass Entgrenzung und Selbstvernichtung, so sehr sie einander ausschlossen, nur zwei Kräfte ein und desselben unerkannten gesellschaftlichen Kraftfeldes waren. Ich weiß es noch, wie ich

mir nachts im Bett Fotos meiner Eltern mit mir aus meinem englischen Geburtsort, der ein Kurort war, anschaute und wie diese Eindrücke verschwammen mit Bildern einer mit einem politischen Verbot belegten Inszenierungsarbeit am Theater der Erdölstadt Schwedt an der Oder. Ich inszenierte gerade zwei Einakter von Sean O'Casey, die ich zu einem irischen Abend mit Musik und Liedern und einer Erzählung miteinander verband. Es ging darin auch und sehr stark um die Lage der arbeitenden Klasse, und damit war für mich und die Schauspieler auch die Lage der arbeitenden Klasse in der Erdölstadt Schwedt angesprochen: die verpestete Luft, die langen mit Alkohol gefüllten Regale in den Kaufhallen, weil man diese Stadt in eine reine Schlafstadt von Malochenden verwandelt hatte. In den Bushallen lungerten abends lebende Bomben herum, mit Hunger nach Leben aufgeladene junge Menschen, die in diesem Drecknest nicht wussten, was sie mit ihrer freien Zeit anfangen sollten. Ich deckte mich mit meiner englischen Kindheitsdecke zu und versuchte zu schlafen, aber die Bilder des Exils und der Gegenwart der Demokratischen Republik trommelten, und von Ferne schwebte eine Musik heran, eine menschliche Stimme, die sang von einem alten Drecknest, von der Allgegenwart der Industrieanlagen, denen man nicht einmal bei einem Rendezvous hat entfliehen können. Erste Küsse werden an irgendeiner Fabrikmauer ausgetauscht. Rollige Straßenkatzen und Mondlichtgeflacker wandern durch Rauch und Tagträume, und nur am stillen Wasser eines Kanals findet man Stille und Zuflucht und kann seinen Sehnsüchten nachsinnen. Der Sänger, ein wilder, zarter Schauspieler, prophezeite „the dirty old town“ den Untergang, sie ist es nur noch wert, wie „ein toter Baum von einer Axt gefällt zu werden“. Mit rauchiger Stimme trug er gemeinsam mit seiner Freundin das Lied vor, bärbeißig und voll gestauter Kraft, auf einem Nachspaziergang, und beide sangen diesen Song von den britischen Inseln als wäre es ein Lied auf die Erdölstadt Schwedt an der Oder, und sangen es, dass es einem durch Mark und Bein fuhr. Und dieser Schauspieler zeigte mir eines Tages, nach einem harten Probenstag, seinen linken Unterarm. Mit einem Fahrtenmesser hatte er sich gerade auf der Unterseite eine tiefe Wunde von mindestens zehn Zentimetern Länge ins Fleisch geschnitten. Ich war geschockt. Er war es doch, er war die treibende Kraft beim Aufsetzen einer Resolution der Schauspieler für mich und die Weiterführung der Inszenierungsarbeit, und tatsächlich erwirkte dieser Protest die Wiederaufnahme der Proben und die Fertigstellung der Inszenierung, die schließlich ein Publikumserfolg wurde, bis in Berliner Theaterkreise hinein. Später ging er jämmerlich zugrunde wie der im Entgrenzungstaumel über die Mauer gen Westen entschwebende Dichter, und es war wie bei diesem abzusehen.

Ich schloss mich der sich in kleinen Zirkeln und Gruppen organisierenden Oppositionsbewegung an. Um das zu geben, was ich all die Jahre mit mir herumgeschleppt habe, Erfahrungen von Emigration und Postemigration. Wenigstens einen Teil davon, der jetzt dringend gebraucht wurde. Die Funktionärseliten der Demokratischen Republik hatten die Rose des Exils in ihre schummrigen Traditionskabinette einer Staub ansetzenden Erinnerung verbannt. Jetzt begann sie, wieder zu atmen, Licht aufzunehmen, zu leuchten.

Engagierte Christen, gemäßregelte Kommunisten, vernachlässigte Künstler und Schriftsteller, desillusionierte Wissenschaftler und Techniker, ausgegrenzte Jugendliche und aufmüppige Arbeiter fanden hier eine gemeinsame Sprache. Und die Sprache der Rose des Exils formte sie mit. Ohne ein Wort darüber zu verlieren. Man dachte sich seinen Teil. Es wurde angenommen. Wehrlose waren wir alle, und in vielem glichen wir, jedenfalls in meinen Augen, den Flüchtlingen von damals, und das war unsere geistige Stärke. Ich arbeitete mich zunächst in Umweltfragen ein, war ständiger Nutzer in der kritischen Umweltbibliothek in Berlin-Prenzlauer Berg, untergebracht in einem Gemeinderaum der Zions-Kirch-Gemeinde am Zions-Kirch-Platz, in einem Keller, vollgestopft mit Büchern und Zeitschriften, eine

glaubensstarke Katakombe, in die am Mittwochmittag kaum noch das Sirenengekreisch dringen konnte, und so las ich dort an diesem und an anderen Tagen in Ruhe, exzerpierte und schrieb, woraus mir schließlich ein aufsässiges Kikeriki des gallischen Hahns entstand, ein illegales Manuskript über die Lage der gerade im Entstehen begriffenen Grünen in der Demokratischen Republik für das jenseits der Mauer arbeitende „Deutsche Monatsmagazin“, woraus tatsächlich eine Publikation entstanden war, und es fiel mir anfangs gar nicht auf, erst später, dass ich ja in unmittelbarer Nähe des Ortes abgetaucht war, an dem meine Mutter ihre Kindheit und Jugend verbracht hatte, in Nähe der Choriner Straße, in der überwiegend Juden gewohnt hatten, in Nähe einer dunklen Mietswohnung im Erdgeschoss auf dem Hinterhof der Choriner Straße 3, wo sich um die Jahrhundertwende die strenggläubigen Eltern meiner Mutter und zwei Geschwister, aus Galizien kommend, niedergelassen hatten.

Meine Oppositionsarbeit stand also unter einem guten, altehrwürdigen Stern.

Von den Umwelt- ging ich alsbald zu den Bürgerrechtsfragen über. Ich kümmerte mich um verschwundene bzw. vernachlässigte Bürgerrechte, die auch die Verfassung der Demokratischen Republik garantierte, zum Beispiel Abs. 1 Artikel 30: „Die Persönlichkeit und Freiheit jedes Bürgers der Deutschen Demokratischen Republik sind unantastbar“. Ich übersetzte das in der „Prawda“ veröffentlichte erste Gesetz im gesamten sozialistischen Lager über unabhängige Verwaltungsgerichte, das UdSSR-Gesetz „Über die Verordnung zur gerichtlichen Klage wegen rechtswidriger Handlungen von Amtspersonen, die die Bürgerrechte beeinträchtigen“, das in der Demokratischen Republik totgeschwiegen wurde, trotz Abs. 2 Artikel 6: „Die Deutsche Demokratische Republik ist für immer und unwiderruflich mit der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken verbündet. Das enge und brüderliche Bündnis mit ihr garantiert dem Volk der Deutschen Demokratischen Republik das weitere Voranschreiten auf dem Wege des Sozialismus und des Friedens.“ Und ich verteilte es unter Bedrängten, die zur Beute eines verbürokratisierten Staatsapparates zu werden drohten, um ihnen Mut zu machen, und auch der Nachwuchsphilosoph Wolfgang Templin, den ich von der Sektion Philosophie der Berliner Humboldt-Universität her kannte, erhielt als Mitglied der „Initiative Frieden und Menschenrechte“ ein Exemplar, worauf die Programmatik dieser Oppositionsgruppe entscheidend erweitert wurde.

So fand ich mich wieder im Grundzustand meiner Eltern, wie ich sie zum ersten Mal bewusst wahrgenommen hatte, als Kind, als Halbwüchsiger – im Zustand der halb- oder gänzlich illegalen Existenz. Und ich wollte das überhaupt nicht. Sie wollten das nicht.

1986 stellte ich einen Antrag auf Ausreise aus der Demokratischen Republik und studierte Verfolgung und Extermination in der Zeit des Vormärz, in der Zeit des Sozialistengesetzes und in der Zeit des Dritten Reiches, ohne gleichzusetzen. Ich beschäftigte mich intensiv mit dem Emigrationsroman „Transit“ der exterminierten Schriftstellerin Anna Seghers, von vornherein wissend, dort keine Antworten finden zu können. Ich suchte Auswege aus meiner speziellen Situation als Exilgeborener, weil ich meine Situation nicht begreifen konnte, den Widersinn nicht, dass ich die Demokratische Republik verließ, für die meine Eltern und alle anderen Anti-Nazi-Emigranten unter Einsatz ihres Lebens gekämpft hatten. Sie verstanden mich nicht. Aber ich verstand sie. Ich war Gefangener einer Aporie. Es gab für mich Augenblicke in dieser Zeit, in denen ich mich auf kaum mehr als auf den nicht hinterfragbaren Satz meiner Mutter, einer Widerstandskämpferin mit europäischen Erfahrungen, stützen konnte: „Fragen werden an den Menschen gestellt, und nur wer die Fragen beantworten kann, lebt.“

Gemeinsam mit drei anderen Staatsunwilligen, zwei Antragstellern und einem Bleibenden, gründete ich die alternative „Arbeitsgruppe Staatsbürgerschaftsrecht der DDR“ und studierte die Texte zu Georg Büchners geheimer Gründung einer Ortsgruppe der Gesellschaft der Menschenrechte. Zwei von meiner Arbeitsgruppe, den bekennenden Christen, der bleiben wollte, und einen Antragsteller, der humanitäre Hilfe in der Dritten Welt zu leisten beabsichtigte, vermittelte uns Wolfgang Templin, eine solidarische Hilfe, um die ich ihn ausdrücklich gebeten hatte. Eine kluge Auswahl von ihm, die unserer kleinen alternativen Gruppe von vornherein alle Voraussetzungen zum Begreifen der Höhe des Augenblicks bot, denn jetzt waren wir zwei Christen, ein Jude, Nachkomme von Verfolgten des Naziregimes, und ein Verfechter eines engagierten Dritte-Welt-Staaten-Humanismus – eine einzigartig zusammengesetzte und politisch verantwortungsbewusst handeln könnende Gruppe.

Den Gang zu einer lokalen Ausreisebehörde zu wagen, war in jeder Beziehung ein Risiko. Wer einen Ausreiseantrag stellte, riskierte die soziale Isolation, angefangen von den Arbeitskollegen bis hin zu Freunden und Verwandten, die nicht merkten oder nicht merken wollten, dass sie mit diesem Verrat auch ihr eigenes Leben verraten würden. Und jeder Antragsteller durchlebte einen Spießrutenlauf von Nadelstichen, Demütigungen, versteckten Provokationen und Drohungen seitens dieser Behörde. Die Strategie der lokalen Ausreisebehörden war überall dieselbe, vierstufig konzipiert: Versuch zur Rückgewinnung, schrittweise Ausgrenzung aus dem Verband des gesellschaftlichen Zusammenhalts, Kriminalisierung und schließlich Verhaftung. Dagegen half nur die Solidarität der Antragsteller. Schon lange vor der Gründung der „Arbeitsgruppe Staatsbürgerschaftsrecht der DDR“ tat ich mich daher mit einem anderen Antragsteller zusammen. Wir kämpften gegen unsere eigene Furcht vor der Übermacht des Staates an. Im Frühjahr 1987 ergriffen wir gegenüber den Dienststellen von Partei und Staat die Initiative, indem wir uns in mehreren miteinander abgestimmten Eingaben an die Ausreisebehörde, an das ZK der Partei sowie an den Verfassungs- und Rechtsausschuss der Volkskammer der Demokratischen Republik wandten. In ausführlichen juristischen Gutachten beschrieben wir die Rechtswidrigkeit des Verhaltens der Staatsdiener gegenüber unserem Ausreisebegehren. Wir konfrontierten die maßgeblichen Verantwortungsträger der Demokratischen Republik mit dem völkerrechtlich garantierten Recht jeder Person auf freie Wahl des Landes und Wohnortes, das, wie wir zweifelsfrei nachweisen konnten, auch im innerstaatlichen Recht der Demokratischen Republik fest verankert war. Wir wollten die Enttabuisierung der Ausreiseproblematik im Bewusstsein der Gesellschaft der Demokratischen Republik, die Schaffung von Rechtssicherheit für Antragsteller, die Solidarität, die aktive Hilfe für die Ausländer, die rechtlich und sozial erheblich benachteiligt wurden. Wir enttarnten das vielerorts angewandte Recht als subjektives Dienststellenrecht, das nicht durch objektiv geltendes Recht gedeckt war. Eine hochqualifizierte Mitarbeiterin der lokalen Ausreisebehörde, eine Absolventin der Potsdamer Hochschule für Staat und Recht, bezeichnete meine juristische Expertise über die Ausreisepaxis in einem Vieraugengespräch als exzellent. Ich erarbeitete eine Gesetzesfibel sowie einen Verhaltenskodex für Antragsteller. Wir setzten uns für Rechtssicherheit der in der Demokratischen Republik lebenden Ausländer ein. Und von vornherein betrachteten wir unsere berechtigten Anliegen als integralen Bestandteil der im Entstehen begriffenen alternativen Bewegung in der Demokratischen Republik, denn wir leisteten Beiträge zur Wiederherstellung der Rechtsfähigkeit des Individuums, die für alle Alternativen von Bedeutung waren. Und wir kümmerten uns um Menschenrechtsfragen, die von universeller Gültigkeit sind, dabei nichts anderes im Kopf habend als die Gültigkeit der berühmten Zeile eines alten Arbeiterliedes: „Die Internationale erkämpft das Menschenrecht.“

Bei der Gründung der autonomen „Arbeitsgruppe Staatsbürgerschaftsrecht der DDR“ am 22. September 1987, die ich in einem Café direkt unterhalb der Buchhandlung „Das internationale Buch“ am Fernsehturm, in der ich mir Seghers‘ „Transit“ gekauft hatte, festlegte, orientierte ich die Gründungsmitglieder auf Kooperation mit der Staatsmacht, nicht auf Konfrontation. Dies brachte ich auch in der von mir verfassten Gründungsurkunde der „Arbeitsgruppe Staatsbürgerschaftsrecht der DDR“ zum Ausdruck. Es gehörte zu meinen Zielvorstellungen und zu denen auch anderer Gründungsmitglieder, unsere Arbeitsgruppe eines Tages auch als Verein bei den Behörden gemäß Vereinsbildungsgesetz der Demokratischen Republik anmelden zu können, um die legitimen Aktivitäten auch zu legalisieren. Mit dem Leiter des staatseigenen Komitees für Menschenrechte in der Demokratischen Republik Liebereich hatte ich ganz offen Kontakt aufgenommen und im freimütigen Gespräch auf Zusammenarbeit gesetzt. Es ging uns in unserer neuartigen Oppositionsgruppe darum, die Entwicklung der Zivilgesellschaft in der Demokratischen Republik voranzutreiben, friedlich und partnerschaftlich, gemäß den durch die Verfassung der Demokratischen Republik garantierten Bürgerrechten – aber als demokratisches, nicht als nationales Projekt. Als Angehöriger der Zweiten Generation jüdischer Naziverfolgter wusste ich zu gut um die politischen Risiken, die mit einem solchen Projekt zwangsläufig verbunden sein könnten. Kein Platz für reaktionäre Utopien aller Art! Sie würden unweigerlich in einer Bismarckisierung von Demokratischer Republik und Bundesrepublik mit einem Durchmarsch in Richtung Reichseinheit enden.

Gründer des Freien Deutschen Kulturbundes schauten mir in Gedanken bei der Abfassung des Gründungstextes der „Arbeitsgruppe Staatsbürgerschaftsrechts der DDR“ über die Schulter, standen mir bei, stellten mir in Gedanken behutsam Fragen, und ich fragte in Gedanken begierig lernend zurück, und dies über die Distanz von Jahrzehnten, nach London im Frühjahr 1939, den Gründungstext des FDKB vor mir auf dem Berliner Arbeitstisch liegen habend, als wäre er erst in diesem Moment entwickelt worden:

“CHARACTER AND AIMS OF THE LEAGUE

The Free German League of Culture is a German, anti-Nazi, anti-Fascist, non-party, refugee organization, which has set itself the following tasks: –

1. To preserve and advance Free German Culture;
2. To further the mutual understanding between the refugees and the English people;
3. To emphasize and strengthen the solidarity of the refugees with all democratic, freedom-loving, progressive movements;
4. To look after the interests of the refugees;
5. To cultivate and to develop relations with other friendly organizations and personalities”

Wir sind Teil eines größeren Prozesses. Was mich betraf, so trat ich in der Demokratischen Republik zusammen mit anderen Emigrantennachkommen das Erbe einer einzigartigen Plejade von politischen Emigranten an. Das habe ich erst spät begriffen, manchmal denke ich, zu spät. Wie auch immer, den Arbeitsanteil, der speziell mir auf meine viel zu schmalen Schultern gelegt worden war, nämlich mitzuhelfen, dass die Demokratische Republik vom preußischen Staat befreit wird, habe ich abgearbeitet.

Der große Rest steht nach wie vor unerledigt in einem Buch – in Marxens „Kritik des Hegelschen Staatsrechts.“ Geschrieben im Sommer des Jahres 1843, MEW, Band 1, Seite 203 bis 333, Dietz Verlag Berlin 1957. „Hegel geht vom Staat aus und macht den Menschen zum versubjektivierten Staat; die Demokratie geht vom Menschen aus und macht den Staat zum verobjektivierten Menschen.“

Wer wen befreite, war dann relativ rasch qua normativer Kraft des Faktischen geklärt, und dies ist durchaus wortwörtlich zu nehmen, geklärt, „die deutsche Scheiße“ (Marx) wurde spezialgereinigt, spezialwiedervereinigt und durch Aufarbeitungspriester spezialgeheiligt, und mit ihr die Utopie und die Restbestände eines Versuches zur Errichtung einer demokratischen Republik.

„Es ist ein Staat errichtet“, aber nicht „aus Stille aus Dunkelheit und Stillsein“ wie der niederländische Widerstandskämpfer, Dichter und Maler Lucebert in seinem meditativen Gedicht „Der Beginn“ dichtete, sondern aus krachendem Getöse von einstürzenden Mauern, aus gleißendem Licht und aus lauten Durchsagen. Und mit was für einer Effizienz! Sogar der amerikanische Präsident lobt die deutsche Administration, obwohl er sie nicht versteht: Arbeit, Gesundheit, Bildung, Soziales und Armee in einem verschlungenen System beeindruckender Vielarmigkeit eines neuzeitlichen Tiers, eines modernen Leviathan. „Enzensberger hat darauf verwiesen, dass man die rätselhafte Energie der Deutschen nicht begreife, wenn man sich gegen die Einsicht sträubt, dass sie ihren Defekt zur Tugend erhoben haben. ‚Die Bewusstlosigkeit, schreibt er, ‚war die Bedingung ihres Erfolgs‘. Die Quelle der psychischen Energie aber ist das Geheimnis von den in die Grundfesten des deutschen Staates eingemauerten Leichen. Ein Geheimnis, das die Deutschen nach dem Krieg fester aneinander band und immer noch bindet als jede positive Zielsetzung, etwa die Verwirklichung der Demokratie, das jemals vermochte.“ Die diese erschütternde Sätze in einem Interview W.G. Sebald entlockte, war Andrea Köhler, eine Kulturkorrespondentin der Neuen Zürcher Zeitung, die jetzt in New York lebt.

Eine Verfolgtenorganisation, der ich angehöre, erinnert beinahe täglich an die eingemauerten Leichen. Mit Veröffentlichungen, mit Lesungen, mit Gedenkstunden, mit Gedenksteinen, mit Kundgebungen und Sitzblockaden gegen rechte Aufmärsche.

Die neue deutsche Gesellschaft schreit auf, aber sie verwandelt ihren Schrei nach Leben, zu dem auch, nein, vor allem, diese Ermordeten gehören, in einen Unschrei, in Arbeit an der Zufriedenheit.

Der im stinkreichen, nordrhein-westfälischen Meerbusch geborene und in die Schweiz verzogene junge Dichter Levin Westermann müht sich in seinem gerade erschienenen Lyrikdebüt „unbekannt verzogen“ um Ausbrüche aus der Bewusstlosigkeit. Der Rezensent: „Immer wieder sucht das an sich selbst zweifelnde und verzweifelnde Ich nach einer Verankerung – doch im ‚Kammerflimmern‘ ist kein Halt zu finden.“ Dort kann man auch keinen Halt finden – im „Gaskammerflimmern“, doch das schreibt der Dichter nicht.

Ich gehe auf die Suche, schaffe mir aus der Rose des Exils die Stille, die diese Suche erst ermöglicht, gehe auf furchtbaren Schmerzensbahnen den Spuren meiner Großeltern nach, nach Kraków, den Spuren des Exils meiner Eltern, nach Paris, nach Prag, nach Katowice, nach Gdynia, nach Malmö, nach Kopenhagen, nach London, nach Royal Leamington Spa.

Als ich die lebensnotwendige Emigration aus der Demokratischen Republik praktisch einleitete und nur noch Formalitäten abzuarbeiten hatte, erklärte ich den beiden höflichen

Behördenmitarbeitern, die mich in einem Spezialraum empfangen hatten, in den Britischen Sektor der von den Alliierten der Anti-Hitler-Koalition verwalteten ehemaligen Reichshauptstadt Groß-Berlin emigrieren zu wollen, auf keinen Fall von der Demokratischen Republik in die Bundesrepublik. Es war ein hilfloses Ersuchen, natürlich, und ich wusste es, aber seine Kraft lag im Symbolischen, es war in meiner Individualentwicklung der radikale Bruch mit der Ära der Diremption. Nicht mehr von der Geschichte zerrissen zu werden, der deutschen, der falsch gelaufenen, der immer wieder in Staat und Gewalt versackenden Geschichte. Das Vereinigte Königreich war Schutzmacht – und handfeste völkerrechtliche Realität, für mich ein Refugium der Emigration in Berlin West. Entgeistert schauten die beiden Behördenmitarbeiter mich an, sprachlos.

Es war ein Mittwochmittag, so erinnere ich mich noch, und in das plötzlich eintretende Schweigen hinein stieß das Crescendo des obligatorischen Sirenengeheuls. Ein mörderisches Spektakel. Es war ohrenbetäubend. Irgendwo in der Nähe auf dem Dach einer der trostlos ins Leere laufenden Betonklötze der Staatsmacht am Alexanderplatz müssen zwei, drei oder vier solcher Kriegsmaschinen aufmontiert gewesen sein. Minutenlang war unsere Unterredung vom archaischen Gebrüll des preußischen Leviathan unterbrochen. Sodann, noch in das Decrescendo des Brüllens hinein, klopfte es ziemlich ungemütlich an die Tür. Sprangen die beiden Mitarbeiter entsetzt auf? Sagten sie etwas? Schrien sie, angestachelt von der gerade vernommenen Stimme ihres Herrn? Beim besten Willen, ich weiß es nicht mehr. Tagtraumartig rollte das Geschehen für mich ab, dem Alltag entrückt, surreal, obwohl in blanker Realität stattfindend und stets mehrere vibrierende, sozusagen sprungbereite Verhaltensmöglichkeiten parat haltend. Unangemeldete schienen plötzlich hinter der Tür zu stehen, vielleicht unkontrolliert durch die Schleusengänge geschlüpft, schoss es mir durch den Kopf, aber das war Unsinn, ein bröckelndes Deutsch war hinter der gesicherten Tür zu hören, die nur mit einer Türklinke versehen war, das weiß ich noch, ich weiß aber nicht mehr, auf welcher Seite der Tür, und die plötzlich quietschend aufsprang, ein Schriftstück mit zwei Unterschriften hervorkramend und uns dreien hinhaltend (mit der Behörde in einen Topf geworfen zu werden, hatte ich zu schlucken), eine Gruppe von Menschen, sich gebärdend entschuldigend für ihren ungehörigen Aufzug, das jedenfalls schienen sie ausdrücken zu wollen kraft ihres unverständlichen Sprechens, Menschen mit Koffern und Rucksäcken und Bündeln und zusammengerollten Decken und einige von ihnen in schweren, dunklen Mänteln, Menschen, die auf kein soziales Gegenüber schauten, sondern in Gesichter, und unter den gerade Angekommenen, man sah es, dass sie gerade angekommen waren, man roch es, befanden sich auch Kinder, auch in schweren, dunklen Mänteln, auch mit Bündeln, und sie schauten auch so – in Gesichter.

Berlin, am 102. Geburtstag meiner Mutter sel. A., am 5. Februar 2013